

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 202 (1929)

Artikel: Das Sorgenkind
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Sorgenkind.

Von Emil Schibli.

I.

Die Schüler streckten ihre geduckten und gekrümmten Rücken und ließen ihre Augen fröhlich durch die Schulstube spazieren. Das Examen war vorbei. Auch Herr Bogelsang, der Lehrer, wischte sich, mit einem merklichen Zeichen der Erleichterung und Befreiung im Gesicht, zum letztenmal den Kreidestaub von den Händen ab. Auf den Bänken, die den Wänden entlang hingestellt worden waren, rückten die anwesenden Eltern, Vater oder Mutter, ein wenig vom Plaze und machten es sich bequemer, streckten die Beine von sich, räusperten sich, schneuzten sich, und so weiter. Es saß da oder dort ein stolzer, selbstsicherer Bauer, ein Gemeinderat vielleicht oder ein Schulvorsteher, dem es in diesen drei Stunden nicht ganz wohl gewesen war, den eine heimliche Angst geplagt hatte: Wie wird er sich stellen, der Bub? Wenn er mir nur jezt, im Beisein der halben Gemeinde, keine Kalberei macht!

Dafür war dann einigen armen, verschafften und verhärmten Mütterlein in diesen Stunden ein Freudenlichtlein aufgegangen, wenn sie sehen und hören konnten, wie ihr Kind als eines der ersten immer den Finger aufhob und rechte Antworten gab. Gottlob, dachten sie, die Gescheitheit hängt doch noch nicht am Gelde!

Zum guten Ende hielt der Pfarrer, als Präsident der Schulkommission, noch eine Rede. Er war ein kräftiger, brauner Mann, selber aus einem Bauerngeschlecht hervorgewachsen, ein braver Pfarrer und rechter Eidgenoß. Er sprach mit einer hellen, vernehmlichen Stimme: „Werte Anwesende! Liebe Kinder! Nun ist also schon wieder ein Menschenjährlin vorüber. Wie schnell das geht! Ist es mir doch, als hätte ich die Schüler, die heute dieses Haus verlassen und ins ernste Leben hinaus müssen zu Kampf und Arbeit, erst noch als sieben Käse hohe ABC-Schützen in den Bänken sitzen sehen. Ja, so ist es eben mit unserer menschlichen Herrlichkeit. Wir sind wie das Gras, das blühet und bald welk wird. Aber eben darum, weil unsere Zeit kurz ist, aber nicht so kurz, daß wir nicht blühen und Früchte bringen dürften, eben darum wollen wir unsere Zeit

nützen und etwas Rechtes schaffen, etwas Tüchtiges und Gutes aus uns machen mit der Hilfe Gottes.

Ihr Kinder, beweist es euerem Lehrer, dem vor allem ihr, dann aber auch wir andern, die Eltern und die ganze Gemeinde, für seine aufopfernde und geduldige Arbeit Dank schuldig sind, beweist es nun, daß ihr den Samen, den er in euch gepflanzt hat, auch wollt aufgehen und wachsen lassen. Werdet tüchtige, brave Männer und Frauen, an welchen das liebe Vaterland einmal Freude haben kann, werdet nützliche Glieder für die Gemeinschaft.

Nun, wir glauben nicht, daß ihr es daran werdet fehlen lassen. Eure Leistungen als Schüler waren ja nicht alle glänzende, aber zu einem rechten Manne braucht es nicht nur einen guten Kopf, sondern auch ein gutes Herz. Ein Herz, das Mitgefühl für die Nächsten hat, die Armen und Schwachen nicht vergißt, ein Herz, das sich gegen Unrecht aufbäumt und für die Gerechtigkeit tapfer einsteht. Ja, ich möchte sagen, das Herz ist mehr wert als der Kopf. Nicht umsonst hat der Apostel Paulus gesagt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte keine Liebe, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle“.

Aber Gott hat uns auch einen Verstand gegeben, und auch ihn sollen wir brauchen. Nicht jedem sind die Gaben des Verstandes in gleichem Maße geschenkt. Gott wird wissen warum. Auch unter euch ist es so. Wie bei einem Wettlauf nicht jeder der Erste sein kann, obgleich sich alle Kenner ehrliche Mühe geben, so ist es auch in der Schule, und so geht es später beim Studieren und draußen im Leben. Nicht jeder kann der Erste sein. Einer aber ist der Sieger. Diesem steht es wohl an, wenn er nachher nicht als ein Großhans und Maulheld sich überall brüstet: Seht mich an, ich bin der Erste, sondern wenn er schlicht, mit begründetem aber stillem Stolz sich seines Sieges bewußt ist, aber keinen Lärm damit macht. Ein Sieger hat immer eine große Verantwortung zu tragen. Auf ihn schauen die Schwächeren, er ist der Führer, das Vorbild, der Erzieher.

Wer ist unter euch der Sieger? Ich denke, wir sind alle nur einer Meinung. Ja, auch ich meine den Hans Jeli. Er war eine Zierde für

unsere Sekundarschule und wird es noch lange bleiben. Seiner Mutter, die auch hier unter uns ist, wünschen wir zu ihrem Buben Glück! Möge er der Sonnenschein für ihre alten Tage sein! Damit schließe ich.“

Frau Heli hatte sich, sobald der Pfarrer mit seiner Rede zu Ende war und sie ein unbewachtes Momentlein sah, um ohne Aufsehen aus der Stube zu kommen, mit einem kurzen Kopfnicken zu ihrem Buben hin davongemacht.

Es war ihr jetzt doch auch schrecklich zuwider, daß der Pfarrer vor allen Leuten so von ihrem Hans gesprochen hatte. In den Boden hinein hätte sie sinken mögen! So muß man es machen, dachte sie, wenn man einem jungen Bürschlein den Kopf geschwollen machen will. Und die Leute? Freuten sie sich über den klugen Hans? Nein, es würde sie fast puhen vor Neid, sie würden beinahe pläzen vor Mißgunst! Oh, sie kannte die Seeberger! Eigentlich, von dieser Seite aus betrachtet, machte es ihr doch Freude, daß sie eins ausgewischt bekommen hatten. Sie geberdeten sich ohnehin immer so, als ob sie allein alle Weisheit gefressen hätten und niemand in der Welt etwas wüßte als die Seeberger.

Sie setzte sich, als sie Seewil im Rücken hatte, auf dem Hoyer am Waldbrand an den Rain, um auf den Hans zu warten.

Ihr Häuschen, „Zum Waldgarten“ geheißen, lag eine kleine halbe Stunde außerhalb des Dorfes sauber und einsam zwischen Obstbäumen am andern Rande dieses großen Waldes, an dessen westlichen Ende sie nun saß und wartete.

Da kam der Bub des Weges.

Ein zärtliches Leuchten kam in ihre Augen, aber als der Knabe nahe zu ihr herangekommen war, versteckte sie es.

Nun gingen sie langsam in der stillen Landschaft, wo nur mehr Gesang der Vögel und Gesumme von Insekten und der warme, duftende Sommeratem des Waldes um sie her war, heimwärts, ohne viel zu reden. Die Waldgartenbäuerin war eine stille Frau, die selten mehr als ein paar Worte sprach, gerade soviel als nötig war, und auch wenn ihr Gemüt bewegt war wie jetzt, merkte man ihr äußerlich nicht viel davon an. Sager, mit beweglichen, raschen Gliedern — auch jetzt, wo sie langsam ging, hatte jeder Schritt

und jede Armbewegung etwas Bestimmtes, kurz Gemessenes — ging sie vorwärts, den Kopf nachdenklich geneigt. Sie riß ein Gras vom Wegrande und nahm es in den Mund. So ging sie immer im Sommer, im Frühling und im Herbst, mit einer Blume oder einem Gras zwischen den herben Lippen. Auf ihrem Gesicht und in ihren Augen lag stets der Widerschein eines gewissen Stolzes und Trokes, und wer sie nicht näher kannte, hätte sie leicht für eine hartherzige Frau halten können. Eine solche war sie nicht. Aber über ihr Herz war zeitlebens viel Unglück gekommen, und sie war immer wieder auf neues gefaßt und biß deshalb die Zähne zusammen und straffte den Rücken, um dem Schicksal so gut und so lange es ging, standzuhalten.

Vor zwei Jahren hatte ihr Mann, ein kleiner Baumeister, leichtsinnig und ein wenig großtuerisch wie er war, Konkurs gemacht. Ohne ihr ein Wort davon zu sagen, machte er sich heimlich davon, nahm den zweitältesten Sohn Walter mit, wanderte nach Südamerika aus und ließ sie die Suppe, die er eingebracht hatte, allein aessen.

Es war eine schwere Zeit gewesen. Jetzt ging es ein wenig besser, aber es ging nicht leicht, sie mußte alle Kräfte anspannen.

Immerhin war ihr nach vielen Opfern, die sie hatte bringen müssen, das Häuschen mit einigen Acren Land, nicht ganz vier Zucharten, erhalten geblieben. Von den vier Röhren standen noch zwei im Stall. Nun arbeitete sie mit aller Kraft, um für sich und die drei Buben Nahrung und Auskommen zu schaffen und sie ehrlich durchzubringen. Und sie hoffte, daß jeder, wenn einmal die Zeit da war, auch ohne die Hilfe des Vaters werde einen tüchtigen Beruf erlernen können.

Hans war nun der Erste, der dies tun sollte. Der Pfarrer hatte ihm geraten, in der Stadt noch ein Jahr lang die Postschule zu besuchen. Hans war es recht und der Mutter auch. Der Pfarrer hatte gesagt: „Ich glaube, es ist das beste, wenn du das machst. Das Studieren kostet zu viel Geld, und du wärest der Mutter noch jahrelang eine schwere Last statt bald eine Hilfe. Als eidgenössischer Beamter hast du eine schöne Laufbahn vor dir und kannst es mit dem Geldverdienenden ebenso weit oder weiter bringen als ein studierter Mann.“

Inzwischen hatte Hans die Aufnahmeprüfung mit einem „recht gut“ bestanden, und dem Knaben lag vorläufig zu seiner weiteren Lebensreise kein Stein im Wege. Eine Strecke weit lag der Weg frei. Es galt zu marschieren.

Während der Frühlingsferien half er der Mutter tüchtig auf dem Felde arbeiten, schlenderte bisweilen ein wenig im Lande herum, sah in der letzten Woche vor dem Schulbeginn wieder ein wenig in seine Bücher hinein und machte sich früh an einem Maimorgen auf den Weg nach der Stadt, den er nun täglich zweimal, am Morgen und am Abend, zurücklegte. Sein Mittagessen nahm er in einer alkoholfreien Wirtschaft des gemeinnützigen Frauenvereins zu sich.

Das Leben in der Stadt und in der Stadtschule brachte ihm viele neue Eindrücke und modelte an ihm. Er wurde gewandter, beweglicher, lernte die Augen und seine Sinne rasch brauchen und erkannte an der bunten Bewegtheit der Stadt manches Schöne und geräuschvoll pulsierend Lebendige, wozu ihm auf dem Lande keine Gelegenheit geboten war. Zu diesen Lichtseiten fehlten die Schattenseiten nicht. Seine Mitschüler waren hier allerdings witziger und gescheiter als in der Landschule, wenigstens hatte es den Anschein; aber sie waren, die meisten von ihnen, ein wenig gefährliche Kumpane. Die Lehrer wurden hier, wenn immer möglich, betrogen, und es war für die Schüler eine Erquickung, wenn sie einen ihrer Professoren „am Seil herunterlassen“ konnten, wie sie das nannten. Daneben Hand in Hand gingen frühreife, ungesunde, oft schwüle Liebeleien und andere Dinge, welche den jungen Leuten gefährlich werden konnten. Gerade die Gescheitesten waren dabei die Hauptkerle, und wer nicht mitmachte, war ein Duckmäuser oder Hanswurst. Hans hatte nicht die Meinung von sich, daß er das eine oder andere sei. Also machte er mit. Ja, dieses Treiben gefiel ihm offensichtlich, es machte ihm Spaß, wenn immer etwas los war, und wenn ein recht verfluchter und gefährlicher Streich ausgeheckt wurde, so konnte man ihn sicher bei den Rädelsführern finden, und seine Einfälle galten bald als besonders witzig.

Und auch in ihm wuchs das böse Unkräutlein der Stadt, die Genußsucht, munter heran. Es

half Hans zwar nicht viel, daß er sich ärgerte und quälte, wenn er sah, wie die andern ihre Zigarettenetuis hervornahmen und Zigaretten rauchten, wie sie Bier tranken gingen und mancherlei Belustigungen nach, denen er fernbleiben mußte, weil er kein Geld hatte. Aber in dieser Zeit grub sich das Verlangen in sein Herz, sich diese Dinge auch kaufen zu können, auch Geld im Sack zu haben wie die andern — Geld, merkte er, war der Herrgott dieser Welt —, und er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er solches Geld verdienen würde.

Es dauerte aber noch eine Weile.

Vorläufig mußte fürs Examen gearbeitet werden. Das Zeugnis des zweiten Quartals war bedeutend schlechter gewesen als das des ersten und die Fleiß- und Betragennoten nur genügend.

Als die Mutter das Zeugnis unterschrieb, sagte sie nur: „Wenn du durchs Examen fliegen willst, so ist es gescheiter, wenn du jetzt schon etwas anderes in die Hände nimmst. Es wäre schade für das zweite Halbjahr. Und du weißt ja, daß ich das Geld für dich nicht auf der Straße zusammenlesen kann.“

Inwendig bangte sie, zitterte sie um den Sohn. Sie fürchtete, daß er zuviel von dem bösen Vatererbe überkommen hätte.

Aber nein, durchs Examen fliegen wollte er nicht. Er nahm sich zusammen; die Noten wurden wieder besser, und die Schlußprüfung machte er als der Zweitbeste von siebenunddreißig Schülern.

Zur Feier des Ereignisses händigte ihm die Mutter fünf sauer ersparte Franken ein, die er vertun solle, und kochte sein Leibgericht: Speck, Bohnen und Kartoffeln.

Die fünf Fränklein reichten für einen Ausflug, den etwa ein Duzend Kameraden mit ihren Schätzen machten, nicht aus. Hans mußte von einem Freunde einen Fünfliber entlehnen. Nun, dieses Entleihen hatte er sich während der Schulzeit bereits angewöhnt. Es kam ihn nicht mehr hart an. Er schämte sich nicht. Die Worte gingen ihm ganz leicht aus dem Munde.

* * *

Nach diesem Schulabschluß gab es noch drei Wochen Ferien und Bauernarbeit daheim — er tat sie nicht mehr ungeheißt —, und dann war

eine Stelle für ihn frei. Leider nicht in der Stadt, wie er wünschte, sondern in einem großen Dorfe am See. Für den Anfang mußte man damit zufrieden sein. Hans griff alles ungemein geschickt an, begriff sofort, was man ihm sagte, und erwarb sich rasch die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten.

Der erste Monat verging rasch. Hans bekam sein erstes Gehalt. Endlich verdiente er Geld! Er war sein eigener Herr, brauchte der Mutter nicht mehr auf der Tasche zu sitzen. Zwar blieb nach der Bezahlung von Kost und Zimmer nicht mehr viel übrig; immerhin noch einige Fünfliber. Der Mutter wollte er dann nach Ablauf des ersten Vierteljahres etwas heim schicken, oder wenn sein Gehalt erhöht würde, jetzt lohnte es sich doch nicht. Einstweilen ließ er sich aus der Stadt mietweise ein Klavier kommen und nahm bei einem Lehrer Unterricht. Musikalisch war er nicht, und es trieb ihn durchaus kein heiliger Eifer zu diesem Unternehmen, aber er fand, es sei flott, wenn man etwa bei einem Ausflug über Land mit Freunden und Freundinnen in einem Gasthause einen Walzer oder Foxtrott oder Shimmy spielen könne. Das ver helfe einem immer zu einem gewissen Nimbus, und wer weiß, vielleicht konnte es später, wenn er auf Freierrücken ging, auch etwas nützen. „Ach, das haben die Mädchen so gerne!“ Tralalala. Es ging ihm aber zu langsam vorwärts mit der Kunst. Das ewige Wiederholen von Fingerübungen, Tonleitern und langweiligen kleinen Etüden gefiel ihm nicht, und nach zwei Monaten gab er die Sache wieder auf. Anstatt dessen fing er an, mit jungen Herren, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, Billard zu spielen oder zu lassen, und in diesen Dingen brachte er es nun bald zu einer bedeutenden Gewandtheit, ja zu einer Art von kleiner Meisterschaft. Tagsüber die leicht von der Hand gehende Arbeit, ein nettes Zimmer, gute Kost, am Abend gemütliches Zusammensein mit den jungen Leuten im „Rößli“, eine hübsche und zutrauliche Kellnerin: es gefiel ihm so übel nicht im Dorfe.

Aber sein heimlicher Traum war und blieb doch die Stadt. Was mußte es doch für ein Leben sein in der Stadt für einen jungen, flotten Menschen wie er einer war!

Und sein Traum erfüllte sich. Nachdem ein halbes Jahr vorbei war, eröffnete ihm sein Chef, daß er, der Postkommis Hans Iseli, am nächsten 15. in dem und dem Bureau der Stadt zum Dienst anzutreten habe.

Es wurde ihm hier ein verantwortungsvoller, ziemlich schwieriger Posten anvertraut. Es lief ihm viel Geld durch die Hände. Er sah, daß man seine Fähigkeiten einzuschätzen wußte, er glaubte, daß man ihn als einen jungen Mann betrachte, der gerne vorwärts kommen wollte und den man vorwärts kommen lassen müsse. Nun, er nahm sich vor, dieses Vertrauen, das man in ihn setzte, nicht zu enttäuschen. Er glühte vor Eifer und Pflichtbewußtsein. Er schrieb seiner Mutter einen großartigen Brief und schickte ihr zwanzig Franken. In Zukunft, sobald sein Gehalt erhöht werde, und es könnte dies nicht mehr lange dauern aller Voraussicht nach, also in Zukunft werde er ihr mehr schicken.

Und dann kam die Zeit, wo es sich zeigte, wie nötig es ist, daß in einem Menschen ein tüchtiger Verstand und ein tüchtiger Charakter beieinander wohnen und den Haushalt des Lebens führen.

Es arbeitete in demselben Bureau ein junger Mensch, der von den andern Jungen, die noch da waren, sich durch besondere Eleganz unterschied. Auch schien dieser Elegante ein kühner Bursche zu sein, biegsam wie eine Tanne war er und hatte ein festes, lebensfrohes Gesicht. Man sah ihm an, daß er nicht recht wußte wohin mit all seinem Jugendübermut. Diesem Menschen gefiel der intelligente Iseli, und er gab sich Mühe, ihn für sich zu gewinnen, was ihm nicht schwer wurde. Er hieß Henry Ryser und war das einzige Kind gutbürgerlicher Leute, die den hübschen Jungen verhätschelten und zu allem, was er ihnen vorbrachte, ja und amen sagten. Durch diesen Henri Ryser geriet Hans Iseli in ein reißendes, gefährliches Fahrwasser. Zwar meinte er, sein Schifflein mit festen Händen sicher zu steuern. Ein gescheiter Mensch kann das. Ein gescheiter Mensch kann alles! Aber der Teufel hatte seine Freude an ihm. Der Teufel machte den gescheiten Menschen zu seinem Spielball.

Mit Ryser begann nun das lustige Leben, von dem Hans geträumt hatte. Ryser hatte ange-

nehme, weltgewandte Freunde; Nyser hatte vor allem hübsche, famose Freundinnen, und es war ihm ein Leichtes, Hans auch eine zu verschaffen. Ja, es war wirklich ein lustiges Leben! „Warum sollten wir das Leben nicht genießen?“ sagten die Freunde und Freundinnen. „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“

Freilich, Hans merkte bald, wie dieses Leben, das von den Abenden tief in die Nächte hineindauerte und ihm den Schlaf wegstahl, wie dieses Leben, wiewohl er ein gesunder und widerstandsfähiger Mensch war, ihn körperlich und geistig müde machte. Und vor allem: es kostete Geld, viel Geld, mehr als er hatte. Freund Nyser pumpte eine Zeitlang. Aber als er sah, daß der andere mit seinen Rückzahlungen säumig wurde, gab er nichts mehr her. Er bedauerte, aber gab nichts mehr. Immerhin, es war trotzdem lustig, und Hans wollte auf jeden Fall noch eine Weile lang mitmachen. Er hatte eben jetzt eine reizende neue Freundin, die mußte er sich erhalten, koste es was es wolle.

Er hatte für diesen Abend ein Rendez-vous mit ihr vereinbart. Hans langte in die Tasche. Er hatte noch sechs Franken und ein paar Rappen. Das genügte nicht. Ach was, er nahm Geld aus der Kasse; in acht Tagen war Zahltag, da konnte er's wieder hineinlegen, und niemand merkte etwas davon. Er nahm zwanzig Franken. Das Herz klopfte ihm gewaltig dabei, und das Gewissen mahnte, so dringend es nur konnte: Hans, Hans, tu's nicht! Laß lieber die verdammte Freundin fahren, sie bringt dich noch ins Unglück! Laß überhaupt dein liederliches Leben fahren, Hans, ich meine es gut mit dir, besser als deine Freunde. Folge mir, deiner innern Stimme.

Ach was! Der Abend war schön, die Freundin war entzückend wie nie zuvor! Und niemand merkte etwas von dem Betrüge, der ja eigentlich gar kein Betrug war. Es handelte sich doch lediglich um einen der Kasse entlehnten Betrag. Und in sieben Tagen war Zahltag. Der Zufall würde wohl nicht so blödsinnig sein, ihm während dieser paar Tage einen Streich zu spielen.

Nein, nichts geschah. Am Zahltag legte er das Goldstück aufatmend in die Kasse zurück.

Aber im nächsten Monat war die Freundin um nichts weniger hübsch geworden und auch

nicht weniger anspruchsvoll, und schon nach acht Tagen hatte Hans kein Geld mehr, und die Kasse mußte wieder aushelfen. Und so ging das weiter. Hans wurde immer dreister, legte am Ende des Monats nicht mehr den ganzen entnommenen Betrag zurück, und schließlich, als eines Tages eine unvermutete Revision vorgenommen wurde, fehlten mehr als zweihundert Franken.

Es ist eine alte Geschichte.

Es war nicht viel zu machen. Der Chef war in diesen Dingen von einer rücksichtslosen Strenge. Er behandelte seine Untergebenen mit großem Vertrauen, betrogen sie ihn, so ließ er sie erbarmungslos büßen. Es half nichts, daß die Mutter um Gnade bettelte und ein Rühlein verkaufte, um das gestohlene Geld zu ersetzen; Hans Iseli wurde dem Gerichte übergeben. Das Gericht waltete seines Amtes, fällte den Spruch und überwies den jungen Dieb dem Gefängnis. Hier hatte Hans Zeit, den Freuden der Stadt nachzudenken. Von seinen lustigen Freunden hörte er hier nichts, und die schöne, lebensgierige Ida mit den dunklen Augen, die immer aussahen, als ob sie über einer Glut lägen, kam ihn hier im Elend nicht besuchen. Nur die arme Mutter vergaß ihn nicht und schämte sich seiner nicht und kam zu ihm. Und hier, in der dämmerigen Zelle, beugte sie den zähen, aufrechten Kopf und weinte bitterlich.

II.

Es war ein kühler, nebelseuchter Tag im Spätherbst, als Hans Iseli aus dem Gefängnis entlassen wurde und neben seiner Mutter herging, die auf ihn gewartet hatte. Wie seltsam ihm alles vorkam! Wie merkwürdig das war, durch eine Straße zu gehen. Fuhrwerke, Frauen, Kinder, Tramwagen, Automobile, Radfahrer, Ladenfenster zu sehen. Wie seltsam. Wie lange war das her, daß er alle diese Dinge nicht mehr gesehen hatte? Eine Ewigkeit? Nein, nur zwei Monate. War es nicht doch eine Ewigkeit her? Woher kam er? Aus einem fremden Lande? Von einer fernen, einsamen Insel im Meer? Nein, aus... Ah, aus dem Gefängnis. Wer war er denn? Hans Iseli, Postkommis. Oho, Postkommis! Zuchthäusler war er, ein richtiger Zuchthäusler. Er hatte Geld gestohlen, um es der schön-

nen, rässigen Ida anzuhängen. Ein verdammtes Frauenzimmer, die Ida. Jawohl, sie hatte ihn ins Zuchthaus gebracht, wer sonst? Oh, ein Luder, ein Luder! Und jetzt war alles aus und kaput, fertig und Schluß. Nichts mehr zu machen. Der ganze Lebens-
 traum vor drei Monaten noch war jetzt zum Teufel. Oder war da vielleicht noch etwas zu machen? Wie, bitte! Was denn? Wer ging denn da neben ihm her? Die Mutter. Diese Frau, die schaffte wie ein Roß und still war und ihr Kreuz trug. Ja, das war eine andere Frau, die Mutter, eine andere Frau als die Ida. Das ist wahr. Schön ist sie nicht. Aber vielleicht war sie einmal schön gewesen in ihrer Jugendzeit. Aber das Leben, nein, Unsinn, nicht das Leben, der Vater und nun auch er, der Bub, hatten die Schönheit achtlos oder gar mit Fleiß kaput gemacht, wie man eine Blume umstampft mit dem Schuh, wenn es einem gerade nicht drauf ankommt. Oh, sie hatte geleidet, durch Leid gelitten, die Mutter, seitdem er sie das letztemal gesehen hatte. Sie ging nicht mehr so aufrecht wie noch vor einem Vierteljahr.

Aber was war da zu machen. Nichts war zu machen!

Jetzt gingen sie heim, er und die Mutter, in den „Waldgarten“. Sie fuhren mit der Trambahn bis ans Ende der Stadt. Dann gingen sie zu Fuß weiter und kamen bald in den Wald. Wie schön es im Walde war! Wie still. Und nach einer Weile kamen sie vor das Häuschen ennet dem Wald. Das sah ihnen zwischen den Obstbäumen hindurch mit ruhigen, guten Augen entgegen, und es wurde den beiden Heimkommenden leichter ums Herz. Und sie gingen hinein in die Stube. Da saßen die beiden jüngern Brüder am Tisch und gaben Hans scheu und fremd die Hand, und er setzte



Nur die arme Mutter vergaß ihn nicht... Und hier, in der dämmerigen Zelle, beugte sie den zähen, aufrechten Kopf und weinte bitterlich.

sich still an seinen alten Platz. Und die Mutter ging hinaus in die Küche, um zum Essen zu sehen, das sie schon am Morgen übergestellt und den Buben in Obhut gegeben hatte. Sie richtete das Essen an und brachte es herein: Speck, Bohnen

und Kartoffeln. Und als Hans das sah, legte er seine Arme auf den Tisch und seinen Kopf auf die Arme und weinte und schluchzte, daß es ihn schüttelte und bog wie einen Baum im Sturm. Als die andern das sahen, liefen auch ihnen die Tränen über die Backen, eine ganze Zeitlang, bis die Mutter sich zusammennahm und sagte: „Kommt, jetzt wollen wir in Gottes Namen essen.“

Und sie legte die Hände ineinander und betete: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen.“

Gleich nach dem Essen ging Hans, ohne etwas zu sagen, in den Garten hinaus und grub ihn um. O, es tat so wohl, zu arbeiten. Er fühlte, wie das Blut immer wärmer in ihm kreiste und wie die trüben Gedanken, die wie Spinnen in seinem Kopfe hockten, fort mußten, solange er schaffte. Das Vesperbrot, das die Mutter ihm brachte, nahm er nicht an; er arbeitete weiter, bis die Dunkelheit hereinbrach.

Dann half er im Stall, aß zu Nacht und ging zu Bett.

So ging es ein paar Tage lang. Hans arbeitete für drei. Am Morgen war er als der Erste auf, und wenn die Mutter in den Stall kam, so sagte er ihr, sie solle nur gehen, er wolle die Arbeit hier schon besorgen. Tagsüber war er im Felde draußen, und er war dort, wo er allein sein konnte, am liebsten. Mit der Mutter und den Brüdern redete er kaum ein Wort, und diese machten es ebenso, und wenn sie beisammen in der Stube waren, so war nichts Behagliches da, als etwa das tiefzufriedene Schnurren der Kaze.

Hans, der seine Kammer neben seiner Mutter Kammer hatte, wachte in einer Nacht an einem bösen Traume auf. Da hörte er neben sich ein Schluchzen. Er wußte in seiner Verwirrung nicht sogleich, was es war und ob er noch weiter träumte oder wach sei. Aber als er klar im Kopfe wurde, merkte er, daß es seine Mutter sei, die nebenan in ihrem Bette so weine. Als er das wußte, fing er an zu zittern; es war, als ob kalte Finger sich um sein Herz klammerten. Er wußte sich nicht zu helfen.

Endlich ließ drüben das Schluchzen nach.

Er aber lag wach und schaute aus seinem Bette in die Nacht hinaus. Er sah die schwarze Wand des Waldrandes und darüber ein paar Sterne

leuchten. Ach, das half nichts, daß die Sterne leuchteten, es war dennoch alles dunkel, dunkel, dunkel. Es war alles aus und fertig und kaput. Er stand auf, kleidete sich an und packte die notwendigen Kleider in einen Rucksack. Dann schrieb er mit Bleistift ein paar Worte auf irgend ein Stück Papier, das da in der Nähe lag. Er bat die Mutter, ihm alles zu verzeihen. Er könne nicht länger dableiben. Sie solle nur ohne Sorge um ihn sein, er wolle sehen, daß er bei einem Bauern Arbeit finde.

Als er das geschrieben hatte, löschte er das Licht aus, schwang sich ins Fenster und glitt an der Außenseite der Mauer sorgsam und leise zur Erde herab.

Nun ging er rasch gegen den Wald hin. Es war alles still, es war noch tiefe Nacht, alles finster und unheimlich anzusehen. Nur die Sterne im ewigen Raum leuchteten rein und klar und standen tröstend über der großen Dunkelheit der Erde.

Als ein aufgeschrecktes Käuzchen ganz in der Nähe einen klagenden, scharfen Schrei ausstieß, erschrak der Wanderer so sehr, daß er sein Herz pochen hörte.

Als es Morgen wurde, war Hans schon drei Stunden lang gewandert. Er saß auf einem Bänklein vor einem Walde, auf einem Hügel, welcher sich einen Kirchturm hoch über ein stattliches Dorf erhob. Hans legte sich zurecht, was es für ein Dorf sein könnte. Er war aufs Geratewohl drauflos marschiert und hatte nicht auf den Weg geachtet. Aber es war ja durchaus gleichgültig, was es für ein Dorf war, ganz und gar einerlei. Er war sehr hungrig und, nachdem er ein wenig gerasst hatte, stieg er ins Dorf hinunter und aß in einer Wirtschaft zu Morgen.

Nachher suchte er Arbeit.

Ein Hufelbäuerlein stellte ihn ein.

* * *

Der Knecht arbeitete tüchtig und still, ging abends früh zu Bette und stand am Morgen ungeheißt auf. Seine Art stach gehörig ab von dem Wesen der Bauersleute, die mit einer nicht mehr jungen, häßlichen Tochter in ewigem Zank und Streite lebten. Der Alte war ein Trinker,

und die Tochter hatte, scheint es, das Laster von ihm geerbt. Der Alte, der gerne ein wenig plauderte und mit den Weibern nichts Rechtes anzufangen wußte, machte sich eines Abends an den Knecht heran, nachdem er ihn nun eine Weile lang still beobachtet und so seine Kurzweil gefunden hatte. Inzwischen war ihm aber diese Kurzweil langweilig geworden. So fragte er den Knecht: „Du, sag einmal, warum machst du immer so einen Grind wie ein Essigfaß? Hast etwas auf dem Korbholz? Oder eine unglückliche Liebe? Ach was, man muß das Leben so nehmen wie es ist. Man darf es sich nicht zu Herzen nehmen. Das ist ungesund. Man muß drauf spucken, noch besser drauf scheißen. Das ist meine Ansicht. Hast du eine andere?“

„Es kommt ganz drauf an“, sagte Iseli. „Es kommt ganz drauf an.“

„Komm“, sagte der Bauer, „wir wollen einen Jaß machen, so vergehen dir die Flaufen.“

Er holte ein abgegriffenes, schmutziges Spiel hervor.

„Rösi, hol einen Liter herauf. Kannst nachher auch mithelfen. Wir machen den Strich um einen Bagen — einverstanden?“

Warum sollte Hans nicht einverstanden sein? Ihm war alles wurst, radikal wurst. Rösi brachte den Wein und setzte sich neben den Knecht, der Alte teilte die Karten aus, und die giftige Alte begann zu brummen und fuhr wie eine aufgeschreckte Fledermaus in der halbdunklen Stube herum. Aber niemand kümmerte sich um sie. Der Alte kam ins Feuer, schlug seine Karten mit harten Fingerringen knallend auf den Tisch und machte nebenher unflätige Witze, und Rösi, die Tochter, lachte und lebte wohl an diesen Witzen und schaute dem Knecht mit glitzerigen Augen ins Gesicht. Aber Hans verzog keine Miene, lachte nicht und sprach nicht. Er spielte einfach, nicht gleichgültig, auch nicht eifrig, einfach so so.

Nach einer halben Stunde war die Flasche leer und Rösi holte einen neuen Liter herauf, und das Tassen dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Die Alte flatterte immer aufgeregter durch die Stube und brummte immer stärker.

Der Alte sah sie einmal von der Seite her an, einen flüchtigen kurzen Blick lang, und sagte unwirsch: „Geh doch ins Nest, du alte Hexe!“

Aber sie ging nicht. Nein, sie kam unversehens an den Tisch, fauchend wie ein Drache, und blies die Lampe aus.

„Ach, du verfluchtes Luder!“ rief der Alte und fuhr seiner entschwebenden Ehehälfte zornig durch das Dunkel nach. Und die Tochter lachte. Sie war halb betrunken und strich, die Hüfte biegend, an dem Knechte vorbei. Der merkte gut, was sie wollte.

* * *

In dieser Weise lebte der junge Hans bei den alten Sündern weiter. Er verlor mehr und mehr den Mut und guten Willen, irgendwie wieder aus dem Dreck herauszukommen. Das Gute in ihm wollte ihn nicht sinken lassen, die Stimme mahnte: Hans, Hans, du darfst nicht so weiter leben, es ist eine Sünde und Schande. Aber das Niederziehende, das Böse, ließ die gute Stimme nie recht zur Geltung kommen. Es ist aus und amen mit dir, sagte diese andere, dem Guten entgegentrebende Stimme. Das Leben hat für dich keinen Wert mehr, du bist kein Mensch mehr, du bist fast ein Tier. Du lebst in einer Höhle wie ein Tier. Dein Menschengestalt ist schon sehr verdorben und wird noch mehr verderben. Greif zur Flasche und vergiß dein Elend. Trinken ist der beste Trost für Leute deiner Art. Du bist gezeichnet, wie ein Baum zum Schlag gezeichnet wird.

Und so trank er denn, wenn ihn das Elend plagte und diese verdammte, böse Stimme zu ihm sprach. Oh, das Elend plagte ihn oft. Er ging nicht mehr ohne die Schnapsflasche aufs Feld hinaus. Wann ihn in der Seele fror, mußte er sich wärmen. Er würde sich gerne aufhängen. Wenn nur die Mutter nicht wäre.

* * *

So ging ein halbes Jahr vorbei, ein böser Herbst und ein trüber Winter. Und jetzt wurde es wieder Frühling. Und in Hansens Herz, das schon ganz abgestorben und dürr geschienen hatte, trieb die Hoffnung wieder zärtliche Sprosse ans Licht. Vielleicht, vielleicht kann es doch noch wieder anders mit ihm werden!

In einer Mainacht wurde das Feuerhorn geblasen.

Hans sah aus dem Fenster: Hinterm Wald war der Himmel rot, das Feuer mußte in Zuckern

sein. Poh Hagel! und eine große Brunst mußte es sein, der Röte nach zu schließen, die sich immer weiter über den Himmel ausbreitete und immer tiefer wurde. Er empfand noch, als er in die Kleider schlüpfte, daß die Sterne durch die Röte hindurch einen schönen, grünlichen Glanz hatten. Er zog die Schuhe an und trappte durch das Haus hinunter und hinaus und traf den Alten an, der schon unterwegs war.

Pferdegestampf dröhnte hinter ihnen. Wagen-gerassel.

Die Zillikonerspritze fuhr heran und an den Zweien vorüber. Hintennach kamen eilende Gestalten, kamen näher, eilten vorbei. Kavalleristen, das heißt Bauernburschen in Hemd und Hose und Schuhen flogen galoppierend auf ihren Pferden heran. Unter den schlagenden Hufen sprangen Funken empor. Andere Neugierige kamen mit Fahrrädern gefahren.

„Wo brennt's ächt?“

Der Alte meinte: „Es muß ein großes Haus sein. Hansjakobs vielleicht.“

„Im hintern Berg?“

„Ja.“

Es war nicht Hansjakobs Haus, es war Trübschangs in der untern Hub. Es brannte lichterloh. Die Zillikonerspritze und die Zillikonerspritze schleuderten Wasser in das wütende Feuer hinein soviel sie konnten; es zischte und brauste, und Dampfwolken fuhren zum Himmel. Aber es half nichts, das Haus brannte bis auf den Grund nieder samt Scheune und Stall. Man konnte mit Mühe das Vieh retten und einige Feld- und Wohngeräte. Alles übrige wurde ein Fraß des Feuers.

Hans hatte wacker mitgeholfen. Er blutete an einer Hand und war schwarz im Gesicht. Jetzt, da es nichts mehr zu retten gab, schaute man den letzten züngelnden Flammen zu und wie die Feuerwehrleute die Mauern einstürzten. Jemand fragte: „Wie ist das Feuer ausgebrochen? Weiß man's?“

„He ja, der Knecht hat's angezündet.“

„So, der Knecht.“

„Wo ist er? Hat er sich fortgemacht?“

„Haben sie ihn schon?“

„Ja, der Landjäger ist mit ihm unterwegs nach der Stadt.“

„Häghagel auch! Dem hätte man so etwas auch nicht zugetraut.“

Es wurden ein paar Wachen aufgestellt. Die übrigen Männer gingen in den „Rosengarten“, um die Hitze in ihren Hälsen zu löschen. Hans ging auch hin, obschon ihn niemand mitkommen hieß, aber es war ihm gleich, er konnte seinen Schoppen selber bezahlen. Die Gaststube war gedrängt voll, es war ein Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht verstand.

Endlich, als die Mannen zu trinken hatten, gab es ein wenig Ruhe. Man hörte jetzt den Zillikoner Gemeindepräsidenten reden.

„Unsere neuen Strafgesetze sind halt ein Blödsinn mit ihrer verrückten Humanitätsduselei. Jetzt bauen sie wieder ein neues Zuchthaus in der Stadt. Habt ihr's gesehen? Das reinste Hotel! Prunk und Pracht für Millionen. Licht und Luft sollen die Herren Zuchthäusler haben, und Lesezimmer und Bäder und was weiß ich, was alles. Ja, da muß es einen dann nicht wundernehmen, wenn die Verbrechen von Jahr zu Jahr zunehmen. Bei solchen Aussichten würde es einen selber fast gelüsten, ins Zuchthaus zu kommen, ja beim Eid! Früher hat man solche Leute durchgeschmiert, daß die Schwarten krachten, hat sie in ein finsternes Loch geworfen, wo weder Mond noch Sonne hinschien und die Ratten und Mäuse mit den Gaunern die Mahlzeit teilten. Und wenn es einem so noch zu wohl war, so schmiedete man ihn mit Eisentetten an die Mauer und ließ ihn bellen, bis ihm die Zähne aus dem Maul fielen. Und ich sage, das war die richtige Behandlung für das Lumpenpack, und so sollte man es heute auch noch machen, dann hätten wir nicht tagtäglich über Diebe, Brandstifter und Mörder zu klagen und müßten nicht alle drei Monate wieder ein neues Zuchthaus bauen.“

Hans saß ganz in der Nähe des menschenfreundlichen Mannes und hörte deutlich jedes Wort, das er sagte. Immer mehr stieg der Zorn in ihm auf, er ballte die Hände, wurde rot im Gesicht, begann zu zittern, stand auf und rief hinüber: „Wißt Ihr, was Ihr seid? Ein Saucheiß seid ihr! Und wegen dem Zuchthaus braucht Ihr nicht so aufzubegehren. Die humane Einrichtung kommt Euch vielleicht auch noch einmal zugut. Man kann nie wissen, wie es einem geht.“

Die Bauern schauten das Knechtlein einen Moment lang mit offenen Mäulern sprachlos an. Dann sagte einer bissig:

„Bist halt auch ein Zuchthäusler, gelt? Ja, ja, wir wissen Bescheid.“

Hans gab zur Antwort: „Ja, ich bin auch einer. Zuchthäusler sind auch Menschen und meistens so brave wie die Nichtzuchthäusler. Und wenn es nach Recht und Billigkeit zuginge in dieser beschissenen Welt, so hätten wir hier wahrscheinlich ein schönes kleines Zuchthaus anstatt ein Wirtshaus.“

Unterdessen war der Präsident aufgestanden und herangetreten. Er packte Hans am Kragen.

„Was hast gesagt? Was bin ich? He! he! Sag's noch einmal, du trauriger Cheib, du Zuchthäusler, du fremder Föhel!“

Und er hieb mit der freien Hand auf ihn ein, daß es klatzte. Hans ergriff ein Bierglas. Aber schon fielen ihm zwei oder drei in den Arm, prügelten ihn ebenfalls durch und warfen ihn schließlich hinaus.

„Mach schnell, daß du fortkommst, du Föhel, du Zuchthäusler, sonst schlagen wir dich tot!“

Blutend und halb bewußtlos kam Hans in den Wald. An einem Bächlein, welches in der Nähe munter plaudernd floß, wusch er sich. Er fluchte und tobte und schwur Rache. Aber nach und nach wurde er ruhiger, schließlich übermannte ihn das Elend, und er fing an zu heulen. Dann ging er heim, aß tüchtig zu Morgen, ging in seine Kammer hinauf, zog sein Sonntagsgewand an, packte seine Siebensachen in den Rucksack, nahm Hut und Stock, ging die Treppe hinunter und sagte zu den Frauen: „Ich gehe fort.“

„So? Wohin, wenn man fragen darf?“

„Dem Teufel zu!“

„So, dann gute Reise“, sagte die Alte.

„Und einen schönen Gruß von mir“, sagte die Junge.

Hans marschierte in den blauen Mittag hinein. Sein Gesicht, seine Glieder schmerzten ihn noch. Einerlei, er fand dennoch, daß es hier merkwürdig schön sei; es war ihm, als ob er aus der Gefangenschaft entronnen, ein freier Mann geworden sei. Er begriff gar nicht, wie er es so lange in Zillikon hatte aushalten können. Ah bah! Schluß damit!

Als er bei einer einsamen, stillen Hügelwiese anlangte, legte er sich rücklings ins Gras, nahm den Rucksack unter den Kopf und aß eine Wurst und einen Wecken, die er sich unterwegs gekauft hatte. Es war zum Essen nicht eben eine bequeme Lage, aber er war zu faul, um aufzusitzen, und so blieb er halt liegen.

Übrigens war er mit Essen fertig und zündete sich einen Stumpfen an. Seine Gedanken gingen hin und her. Als er das Flämmchen des Zündholzes sah, dachte er: Ich will dem Präsidenten das Haus anzünden. Er ließ das Hölzchen langsam und ganz herunterbrennen. Warf es weg. Ach, was hatte er schließlich davon! Das Haus war gut versichert, und der Bauer litt keinen Schaden. Aber er, Hans Iseli, mußte dann wieder ins Loch. Das war alles, was dabei herauschaute. Ihm wäre es zwar gleich gewesen, ihm war jetzt alles gleich, jetzt erst recht wieder, aber der Mutter zuliebe wollte er sich zusammennehmen, daß er, solange sie lebte, nichts mehr mit dem Zuchthaus zu tun hatte.

Ja, die Mutter. Wie es ihr wohl ging? Er hatte ihr nie geschrieben, sie wußte nicht, wo er war. Ob die Mutter jetzt, in dieser Stunde, auch an ihn dachte? Ach, verflucht dumm, saumäßig dumm war es ja schon, daß es ihm hatte so gehen müssen... Der Ernst war nun vor kurzem auch aus der Schule gekommen. Der Ernst war ein guter Bub. Er wollte Mechaniker werden. Der würde keine solchen Lumpenstücklein machen wie sein Vater und Bruder. Es war aber auch nicht nötig. Wahrhaftig nicht, es war gerade genug. Ja, wenn nur die Ida nicht gewesen wäre! Was die wohl machte? Die hatte vielleicht seither wieder einen andern ins Unglück gebracht. Meiner Seel, die war wie dazu gemacht, leichtsinnige Burschen ins Unglück zu bringen. Nun, eigentlich hatte sie ja recht. Sie war ein hübsches Mädchen, sogar eine Schönheit war sie, und drum wollte sie es schön haben. Und wenn einer ihre willigen Geld stahl und ins Zuchthaus kam, so war er selber schuld daran und nicht die Ida, und es geschah ihm ganz recht. Nein, es stimmte nicht, was er am Morgen gesagt hatte von der Gerechtigkeit. Er war aber auch im Zorn gewesen und hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken. Ja, billigerweise mußte man zugeben, daß es eine

Gerechtigkeit gab. Sicher, im großen und ganzen... Und sein Freund Ryser? Ob der immer so lustig lebte? Ja, der hatte es leicht. Der bestahl nicht die eidgenössische Post, der bestahl seine Eltern, und die brachten ihn nicht ins Zuchthaus. Aber einmal würde es auch ihm den Armel hineinnehmen. Bombensicher!... Und an den Sekundarlehrer Bogelsang dachte er, ans letzte Examen und an den Pfarrer Zeller, wie der ihn am Examen gerühmt hatte und gesagt, er, der Hans Iseli, sei eine Zierde für die Sekundarschule. Ja, ein schöner Stolz, eine schöne Zierde, poß Hagel! Der gute Mann Gottes hatte auch gehörig daneben prophezeit.

Der Wanderer sah in die dunkelgrünen Tannenzweige hinauf. Seine Gedanken gingen hin und her. Auf einmal begann er, unregelmäßige französische Verben zu konjugieren. Siehe da, es ging noch ganz gut. Und dann dachte er auch wieder an sich selber.

Jetzt lag er da auf einer schönen Frühlingswiese und hörte die Bienen summen und die Hummeln brummen und sah einen Zitronenfalter in der blauen Luft schweben und etwa ein Pfauenauge oder einen Schwalbenschwanz und sah über das grüne, blühende Hügelland hinweg bis zu den Schneebergen hinüber. Aber das half nichts. Für ihn war einfach alles kaput. Er wollte keine Knechtenstelle mehr suchen, er wollte jetzt nur noch durch die Welt vaganten und sonst nichts. Und alles Geld, das er etwa noch in die Finger bekäme, wollte er verkaufen.

III.

So streifte er denn, ohne Willen und ohne Glauben, zu seinem frühern, geordneten Leben zurückkehren zu können, den ganzen Sommer im Lande umher. Seine Gesellschaft waren nun die Leute der Landstraße: Kunden, Stromer, fahrendes Volk.

„Servus Kunde“, sagte er, wenn ihm einer in den Weg kam. „Wo aus?“

„Hinterboden zu.“

„Ich komme mit.“

Manchmal, wenn ihm der Genosse gefiel, zog er tagelang mit ihm, hundert Kilometer weit, bis er plötzlich die Landstraße und den Begleiter satt hatte. Dann ließ er den andern dahinfahren,

ohne sich feierlich von ihm zu verabschieden, einfach, indem er irgendwie in den Büschen oder auf einem Nebenwege verschwand. War das Wetter schön, so lag er stundenlang in einer stillen Waldblöße, auf einer Hügelhöhe oder am Ufer eines Baches oder Flusses, wo er vor sich hinträumte und einen Stumpen rauchte, wenn er einen hatte, oder schlief. Zuweilen lachte er plötzlich und verächtlich mitten in die Stille hinein. War aber das Wetter schlecht, dann wanderte er irgendeiner trockenen Unterkunft zu, einem Heuschöber zum Beispiel, und verkroch sich wie eine Maus. Er hatte gelernt, einen oder, wenn es sein mußte, auch zwei Tage lang zu fasten. Es war gar nicht so schwer, wie der ewig fressende Bürger glaubt. Und wenn man keine Kräfte verbrauchte, war es eine Bagatelle.

Manchmal, wenn er Laune und Glück hatte, kam ihm eine Gelegenheitsarbeit in die Hände. Er war dann eine Woche lang Tagelöhner oder Fuhrmann, Holzhacker oder Schreibergehilfe oder irgendetwas.

So schlug er sich durch als ein Vagant, aber jetzt sauberer unter dem Brusttuche als früher, da er noch als ein Ehrenmann galt. Wenn er sich dann nach solchen Arbeitstagen wieder auf den Weg ins Grüne und Blaue hinaus machte und einige runde harte Franken im Sack trug, kam ihm oft ein unbezwingbares Gelüsten nach einem kurzen Wohlleben an, und er kehrte in irgendeinem behäbigen Gasthose unterwegs ein, um zu Mittag zu essen. Da man ihm ansah, daß er kein Herr, sondern ein armer Teufel von der Landstraße war, wollte man ihm gewöhnlich nur einen Teller Suppe verabfolgen. Dann lachte er.

„Oh, la la! Non, chère Madame, ça ce n'est rien pour nous! Je désire à manger. Le dîner, Madame. Le dîner. S'il vous plaît! Händ Si mi verstande? Aha. Jawohl: Suppe, Fleisch, Gemüse und etwas Süßes zum Nachtsch. Und einen Dreier Burgunder dazu und zum Schluß ein Schwarzes mit und eine Fünfzehner. E posso pregarla di darmi la gazetta?“

Der Kellnerin, die dem seltsamen und ziemlich verwahrlosten Gesellen schlecht traute, gab er, wenn er die Zeche beglich, ein großartiges Trinkgeld. Dafür kniff er sie dann grinsend in den runden Arm oder tätschelte ihr ein wenig die Hinterseite und machte einen schäbigen Witz. Nun, das



„Servus Kunde“, sagte er, wenn ihm einer in den Weg kam. „Wo aus?“

war nichts besonderes, das mußte sie sich von den Dorfgästen für einen Fünfer auch gefallen lassen.

Bei solchen Festessen kam es hin und wieder vor, daß der Wirt oder die Wirtin heimlich den Landjäger benachrichtigten, der eilig ankam und den gemütlichen Schmauser unsanft anranzte.

Hans machte das allemal einen Heidenspaß. Er zog, nur so nebenbei, seine Ausweispapiere aus der Brusttasche hervor und aß ruhig weiter, hob das Glas und trank dem Polizisten Gesundheit zu. Und wenn der Mann des Gesetzes mit den Papieren noch nicht zufrieden war und Rede und Antwort verlangte, nickte Iseli ihm freundlich zu: „Gerne, sobald ich mit dem Essen fertig bin.“ Dann wischte er sich noch bedächtig den Mund ab,

schchnitt ein Zündhölzchen zu einem Zahnstocher zurecht und sagte: „Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen?“

So und so, Herr Landjäger. Ich bin seit heute auf Reisen. Wo ich die letzten acht Tage zugebracht habe, wünschen Sie zu wissen? In Greifikon, bei Herrn Zollinger. Heinrich Zollinger, Landwirt. Jawohl. Als Tagelöhner in Arbeit gestanden. Bin gestern Abend auf meinen Wunsch entlassen worden... Wie?

Bitte fragen Sie an. Im Bären in Greifikon. Telephonieren Sie. Nummer siebenundfünfzig.“

Und es stimmte alles, und der Grünroß mußte den Vogel, den er gefangen hatte, wieder fliegen lassen.

Hans wanderte weiter ins Land hinaus. Manchmal sang oder pfiß er ein Liedchen. Er wanderte immer weiter von der Heimat weg, von der Mutter weg, die er nicht vergaß. Aber es war am besten, wenn sie einstweilen nichts mehr von ihm hörte, wenn er weit von daheim fort war. Je weiter, desto besser. Er wollte jetzt dann durch Deutschland walzen, an einen großen Meerhafen hinunter und sich auf einem Schiff anwerben lassen. Als Kohlenhändler, ganz egal als was ... Die Mutter würde sich schon selber helfen können, die brauchte ihn nicht, die stand fest im Leben. Oh, er könnte von der Mutter lernen! Die Seeberger würden sie natürlich seinetwegen plagen soviel sie konnten. Besonders die Weiber hätten das Maul offen und sagten: Herr Jesus, Herr Jesus, der wird noch ein trauriges Ende nehmen, der schmutzige Fink! Weiß man eigentlich nichts von ihm? Wo er sich nur herumtreiben mag? Ach, vielleicht ist er schon gänzlich verkommen. Aber eben, der Vater ist auch so einer. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Aber das ging ihn nichts an, was diese ungewaschenen Weiber von ihm dachten. Mochte sie seinetwegen der Teufel holen. Es waren solche, die das Maul über andere offen hatten und den Dreck in der eigenen Stube vergaßen. Ja, mochte sie nur der Teufel holen! Übrigens, der Mutter konnte er ja einmal eine Karte schreiben. Warum auch nicht? Alles in allem war er wahrscheinlich auch nicht schlechter als die werte Christenheit. Es hatte ihm halt den Armel hineingenommen in das treibende Rad der Weltmaschine. Ratich! ... der Armel war abgerissen. Jetzt hatte er nur noch einen am Rock, und darum zeigten alle auf ihn und sagten: Seht, es hat ihm den Armel hineingenommen. Geschieht ihm recht so. Aber schließlich fraß er nun die Suppe, die er sich eingebrockt hatte, selber aus. Was hatten die andern sich um ihn und was hatte er sich um sie zu kümmern?

* * *

Gegen den Herbst hin kam Hans in eine größere Stadt, wo er sich sogleich angelegentlich nach Arbeit umsah. Auf einem Bauplatz sah er eine Tafel: Hier werden Handlanger eingestellt. Sich melden im Baubureau.

Hans ging hin und meldete sich, und man sagte ihm, er könne sogleich, auf der Stelle anfangen, oder dann morgen, wenn es ihm lieber sei.

Nein, er könne sofort angreifen. Man solle ihm nur etwas zu tun geben, sagte Hans.

Als Feierabend war, ging er in die Altstadt hinein, in eine Bagantenherberge, die eine verrückte Aufschrift trug, eine blödsinnige, gedankenlose, hohnvolle Aufschrift: Zur Heimat. Haha, eine schöne Heimat! Er ging in diese Heimat hinein und verlangte ein Schlafstelle. Er trank eine Tasse Kaffeebrühe und aß ein Stück Brot und legte sich gleich nachher auf der angewiesenen Britsche zum Schlafen hin. Aber es war ein verfluchtes Nest, und ein Heustock war ein fürstliches Bett dagegen. Und er wünschte sehr, wieder einmal in einem anständigen, sauberen Bette liegen zu können. Er nahm sich vor, nun so lange wie möglich auf dem Neubau zu bleiben, um seinen ein wenig windigen Verhältnissen wieder einmal etwas aufzuhelfen.

Am nächsten Morgen war er pünktlich bei der Arbeit. Er griff ungescheut zu, es ging ihm alles gehörig von der Hand, und der Polier, welcher ihn eine Weile beobachtete, spuckte aus und knurrte etwas.

Mittags kaufte sich Jeli eine Flasche Bier, Brot und Käse und hielt auf der Arbeitsstelle Mahlzeit, wie die meisten andern auch. Neben ihm saß ein Maurer. Jeli sagte: „Ich suche ein billiges Zimmer. Weißt du vielleicht etwas?“

Der Maurer schaute sich den Handlanger an. „Du kannst zu mir kommen, wenn du willst. Ich habe eine Mansarde. Du kannst sie für drei Franken die Woche haben.“

„Gut“, sagte der andere. „Ich komme.“

Am Abend gingen sie miteinander heim. Der Maurer wohnte in einem äußern Stadtviertel, im Arbeiterquartier, in einem schmutzigen, traurig verwahrlosten Hause.

Der Maurer sagte zu seiner Frau: „Ich bringe da einen Schlafgänger. Du kannst ihm die Mansarde einrichten.“

In der Mansarde hatte ein zwölfjähriges Mädchen geschlafen; das mußte nun mit einer jüngern Schwester zusammen in einem zu kurzen und zu schmalen Bette liegen. Auch sonst sah es jämmerlich aus bei dem Maurer. Lauter Elend,

lauter Elend. Schlechte, halbzerfallene, von der Feuchtigkeit auseinandergetriebene und verbogene Möbel standen herum, ein Sofa mit schmutzigem und zerrissenem Überzuge war da, nichts machte die Stube traulich. Auf den Gesimsen standen keine Blumen. An den Fenstern hingen zerrissene, gänzlich verwaschene Vorhänge: nichts als ein paar Lappen. Alles machte den Eindruck böser, bitterster Armut. Eine noch junge Frau sah müde und aller Schönheit beraubt mit einem fahlen, zerfurchten Gesicht und glanzlosen Augen den Schlafgänger an, und die Kinder, von denen das zwölfjährige Mädchen das älteste war, trugen nur einen kümmerlich wehmütigen Rest der Frische und Sorglosigkeit ihres Alters an sich. Iseli, an Not gewohnt, abgestumpft gegen sie und das Dürftige und Häßliche im Leben, empfand dennoch das Niederdrückende dieser Stube und ihrer Menschen. Er hatte kein Verlangen, hier länger zu bleiben, und ließ sich in seine Kammer hinaufführen. Er dachte: Da unten steht es nicht gut. Er ging zu Bett und murmelte halblaut vor sich hin, wie Menschen, die viel allein sind, es gerne tun: Es steht doch verdammt laufig mit dieser Welt.

Darüber hinaus machte er sich aber weiter keine Sorgen und schlief ein.

Aber jeden Tag sah er von neuem eine Weile und jedesmal ein wenig tiefer in dieses Elend hinein. Er merkte, daß der Maurer ein Trinker sei und seine Familie peinigete. Oh, verdammt, diese Frau und Kinder hatten die Hölle auf Erden! Aber was kann ich dafür, dachte Hans. Der Maurer ist zwar ein Satan, aber mich geht die Sache nichts an. Aber die Sache ging ihn dennoch etwas an. Sie ließ ihm keine Ruhe. Und Hans Iseli war kein Unmensch, das muß man nicht glauben. Wenn er am Abend schlafen ging, manchmal auch während der Arbeit, mußte er an das kummervolle, vom Elend zerrissene Antlitz der Maurersfrau denken. Und dann kam ihm jedesmal auch seine Mutter in den Sinn, und sein abgestumpftes Gefühl und Gewissen fing wieder an, sich zu regen, und er hatte Mühe, es zu geschweigen.

Als der Wochenlohn ausbezahlt wurde, am Samstagabend, machte sich der Maurer auf den Weg zu einer Kneipe.

„Komm, Iseli,“ sagte er, „ich zahle einen halben Liter.“

Hans ging mit. Sie setzten sich in einer von lärmenden Arbeitern besetzten Wirtsstube an einen schmierigen Tisch. Stinkender, dicker Tabakqualm erfüllte den düstern Raum. Eine Kellnerin, welcher einer die Röcke emporzuheben suchte, freischte. Eine Tischrunde lachte über einen zotenreißenden Mittrinker. Als es dämmerig wurde, flammte eine Gaslampe auf. Hinter dem Schanztisch stand mit stumpfen Augen ein blasses, in ein schmutzigschwarzes Kleid eingehülltes Weib. Wenn einer der Gäste ihr etwas zurief, irgendeinen Blödsinn, verzog sie das Gesicht zu einem armen, müden Lächeln. Der Wirt ging den gut besetzten Tischen nach, schlürfend, tappend, faul, und gab seinen Gästen mit hündischer Artigkeit die Hand.

Der Maurer und Iseli saßen vor dem dritten halben Liter. Andere Gäste hatten sich mittlerweile auch an ihren Tisch gesetzt. Durchs Band weg hatten sie mürrische, boshafte, rohe Gesichter. Die Mäuler sofften gedankenlos, und die Augen starrten über die Wein- und Biergläser hinweg, und wenn eine Kellnerin herzutrat, sah man in den verzerrten Zügen etwas Gequollenes oder Schleimiges, etwas Säuisches.

Es war inzwischen neun Uhr geworden. Da erschien mit einem Male, wie ein Gespenst, die Maurersfrau unter der Türe. Oh, sie sah jammervoll aus. Sie war totenbleich.

„Komm heim. Bitte, komm doch heim, Martin“, flüsterte sie, hinter dem Stuhle des Mannes stehend. Sie neigte ihren Kopf zu ihm herab, damit die andern es nicht hören sollten.

„Ja, ich komme,“ sagte der Maurer. „Geh nur.“

„Ich habe keinen Rappen mehr daheim, du weißt es ja, und kein Krümchen Brot“, flüsterte die Frau.

Der Trinker sah in die Gesichter seiner Zechgenossen. Einige sahen mit haßerfüllten Augen auf das Weib. Andere sahen spöttisch auf den Maurer, gespannt darauf, was er tun würde.

„Komm!“ flehte die Frau.

Da schlug der Maurer mit der Faust auf den Tisch.

„Geh doch heim, du dummes Luder!“ schrie er.

Das Weib schien zu wanken. Es ging wortlos hinaus. In Iselis Gesicht zuckte es. Er sah den Maurer wütend an.

„Du gottverdammter, trauriger Cheib“, sagte er zu ihm.

Er stand auf, bezahlte seine Zechen und ging der Frau nach. Sie ging auf der andern Seite der Straße. Sie starrte mit dem Ausdruck einer Irrsinnigen vor sich hin. Hans ging zu ihr hinüber.

„He, Frau Schärer, ich komme jetzt mit Euch heim. Ich will Euch schon Geld geben, habt keine Sorge.“

Die Frau sagte nichts. Sie sah ihn nicht einmal an. Sie ging wie vorher mit diesem toten, erstarrten Blick. Iseli ging neben ihr. Menschen, welche ihnen begegneten, drehten sich nach ihnen um. So kamen sie heim. Daheim ließ sich die Frau, zusammenbrechend, auf einen Stuhl fallen. Sie sah starr immer vor sich hin. Sie sagte auch jetzt kein Wort. Die Kinder umschmeichelten sie. „Mutter“, schmeichelten sie. Aber die Frau sagte nichts. Sie lächelte nicht. Sie sah starr vor sich hin. Da bekamen die Kinder Angst und weinten. Iseli legte der armen Frau die Hand auf die Schulter.

„He, Frau Schärer,“ sagte er, „Ihr müßt Euch zusammennehmen.“

Da war der Bann gebrochen.

„Was zusammennehmen!“ schrie sie ihn an. „Laßt mich, Ihr seid auch so ein Tier. Alle seid ihr Tiere!“

Die Kinder weinten immer mehr und umflammerten mit ihren Armchen die Mutter. Iseli fluchte. Was sollte er machen?

Aha. Er nahm das älteste Mädchen bei der Hand und gab ihm fünf Franken.

„Roseli,“ sagte er, „hol etwas zu essen für Morgen. Fleisch zu einer guten Suppe und Makkaroni und Apfel oder was du willst, du weißt schon was, gäll.“

Das Mädchen ging.

Bald darauf polterte einer die Treppen herauf. Der Maurer kam heim. Die Frau weinte jetzt, und die Kinder weinten, und Iseli fluchte alle Zeiten. Er wußte nicht, was er sonst machen könnte.

Aha, jetzt aufgepaßt! Der Maurer kam drohend auf ihn zu. Er war betrunken.

„Mach, daß du fortkommst!“ schrie er den Schlafgänger an. „Hast hier nichts zu tun!“

„Du hast mir einen Dreck zu befehlen!“ rief Iseli.

Schon waren sie aneinander und rangen miteinander, schlugen aufeinander los. „Oh! Oh!“ schrien die Kinder. „Hilfe! Hilfe!“

Nachbarn von unten kamen herbei.

Man holte die Polizei.

Iseli und einer der Nachbarn händigten den Betrunkenen. Aber es hielt schwer, er schlug wie eine wild gewordene Bestie um sich, biß und kratzte und wollte das Messer ziehen. Nun, die andern gingen auch nicht sanft mit ihm um. Schließlich erlahmte seine Kraft. Und dann kamen zwei Polizisten, fesselten ihn und führten ihn ab. Iseli mußte mit. Er wurde aber nach kurzem Verhör wieder freigelassen.

Es war nun bald Mitternacht. Die Frau hatte sich gefaßt. Sie brachte die Kinder zu Bett und ordnete die Stube. Iseli saß auf dem Sofa.

„Herrgottsfaterment!“ sagte er. „Ihr habt ein trauriges Leben.“ Aber jetzt habt Ihr wenigstens eine ruhige Nacht und einen ruhigen Tag. Wenn Euer Mann wieder nüchtern ist, wird er schon wieder zur Vernunft kommen. Aber Ihr müßt Euch wehren, Frau Schärer. Man muß Euch helfen, sonst geht Ihr kaput. Da habt Ihr meinen Zahntag. Gut Nacht.“

Es war spät, aber Hans lag noch lange wach in seiner Kammer. Den Wein hatte er ausgeschwigt. Er war ganz nüchtern. Er hatte das Gefühl, es fahre eine Hand in seiner Brust herum und kehre ihm das Herz um. Niemals hatte er so gewußt wie heute, was Elend ist, jetzt erst merkte er, was für ein himmeltrauriges Geschöpf der Mensch sein kann. Oh, er vergaß die Augen dieses armen, geschundenen Weibes niemals wieder. Niemals! Aber von heute an wollte er Ernst machen! Umkehren, ein Mensch werden. Was für eine verfluchte Einflüsterung des Teufels war das, zu denken, er könne nicht umkehren. Er würde umkehren, er schwur es sich.

Pfui Teufel, pfui Teufel, sagte er. Bin ich etwa besser als der Maurer? Nein, man kann nicht die Hand umkehren, wir sind die gleichen Lumpen. Muß meine alte Mutter nicht auch um mich leiden, wie diese Maurersfrau an ihrem Manne leidet? Nun, sie muß wenigstens nicht Angst haben, daß ich sie totschlage. Der Maurer wird einmal Frau und Kinder totschlagen, wenn

man ihn machen läßt. Herrgott, warum hilft dieser Frau denn niemand? Man muß ihr doch helfen!

Aber da gingen eben in den Vielen, in der Masse, einige Menschen kaput. Niemand kümmerte sich darum. Niemand? Aber jetzt war er ja da. Er wollte helfen soviel er konnte. Er freute sich darauf. Und wenn es gelang, wenn er es fertig brachte, nun? ... Dann hatte sein Schicksal wieder einen Sinn, dann war alles nicht umsonst gewesen, dann war er nicht umsonst unters Rad gekommen. Er war ja noch heil, er war ganz und gesund und konnte arbeiten. Er war nicht so schwach und hilflos wie die Frau und ihre Kinder.

Er wollte helfen.

Er verbrachte den ganzen Sonntag inmitten der Familie. Er versuchte den Kindern, mit Spässen ein Lächeln abzugewinnen, er erzählte ihnen Walzbrudergeschichten, und als sie ihm klagten, sie fürchteten sich vor dem heimkehrenden Vater, beruhigte er sie und sagte ihnen, daß er ja nun auch da sei und sie nicht im Stiche lasse. Der Maurersfrau erzählte er seine Irrfahrten, von seiner Mutter und dem festen Entschlusse, sein Leben zu ändern. Er erzählte ihr auch von seinem Plane, den er klar, einen Gedanken am ändern, im Kopfe hatte. Der Maurer mußte eine Zeitlang fort. In eine Trinkerheilanstalt. Unter dessen würde er, Iseli, für die Familie hier sorgen.

„Laßt mich nur machen“, sagte Hans.

Am Abend kam der Maurer nach Hause, sanft wie ein Lamm. Aber es war ihm nicht zu trauen. Man wußte nie, was er im Schilde führte.

Am Montag, abends nach der Arbeit, ging Hans zum Pfarrer des Quartiers. Eine Magd kam ihm öffnen.

„Was wünschen Sie?“

„Kann ich vielleicht den Herrn Pfarrer sprechen?“

Das Mädchen sah ihn zweifelnd an.

„Der Herr Pfarrer hat jetzt keine Sprechstunde“, sagte sie.

„Ich bedaure, wenn ich stören muß, aber es handelt sich um etwas Dringendes.“

„Nun, ich will sehen“, sagte die Magd.

Nach einer kurzen Weile erschien sie wieder und wollte ihm fünfzig Rappen geben.

„Sie kommen doch wahrscheinlich wegen einer Unterstützung. Der Herr Pfarrer läßt Ihnen dies geben.“

Hans wurde ungeduldig.

„Bringen Sie dem Herrn Pfarrer die fünfzig Rappen wieder und sagen Sie ihm, er möchte doch, bitte, so gut sein. Ich würde ihn nicht lange in Anspruch nehmen.“

Das ist scheint's auch wieder so ein hartgesottener Christ, dachte Hans während des Wartens.

Ah, da kommt er, der ein wenig bequeme Mann Gottes.

„Erlauben Sie“, sagte Hans. „Iseli, Maurerhandlanger bei Heller & Huber. Ich komme in Sachen der Frau Schärer. Sie kennen sie doch. Ich bin der Schlafgänger.“

„Nehmen Sie Platz“, sagte der Pfarrer.

„Sie wissen doch“, sagte Hans Iseli, „daß Schärer ein bössartiger Trinker ist.“

„Ja, ich besuche die Familie hin und wieder. Ich habe Schärer schon des öftern ernstlich zugesprochen. Leider scheinen meine Ermahnungen nicht viel zu nützen.“

„Gar nichts, Herr Pfarrer.“

Oho, dachte der Pfarrer.

Aber Hans, der das Herz voll hatte und dem es nicht ums Diskutieren zu tun war, der helfen wollte, sprach beredt auf den schwarzgekleideten Herrn ein und ließ ihm keine Ruhe, bis er versprochen hatte, soviel in seinen Kräften liege, sich der Sache anzunehmen.

* * *

Es war aber kein Platz frei in der Anstalt. Außerdem sei die Sache auch gar nicht so einfach, wie es den Anschein habe, sagte der Pfarrherr. „Es bleibt nichts übrig, als sich zu gedulden.“

Dann will ich es auf eine andere Weise probieren, dachte Hans. Denn hier muß geholfen werden... Wozu hat der Mensch die Vernunft? Wahrscheinlich, um sie zu gebrauchen. Manchmal dauert es lange, bis er das merkt, aber immerhin... Also wollte er es mit der Vernunft probieren. Der Maurer mußte ja schließlich einsehen, daß er unrecht hatte, daß er eine Kalberei nach der andern machte, daß er doch, weiß Gott, nicht

dafür auf der Welt war, um Frau und Kinder zugrunde zu richten.

Und Hans versuchte nun, dem Maurer beizukommen, ihm eine Kerbe ins Gewissen zu schneiden. Er nahm ihn am Sonntag mit auf eine Wanderung. Er wußte ihn zu überlisten. Und der Maurer hatte Freude. Es hatte ihn eben nie einer mitgenommen, und von sich aus wäre er nicht auf die Idee gekommen. Und als die Gelegenheit günstig war, redete Hans mit ihm. So und so.

Der Maurer hörte ruhig zu und sagte: „Du hast ja recht. Es ist wahr. Auf diese Weise geht alles kaputt. Aber es ist nicht so einfach, das alles auf einmal zu ändern. Der verfluchte Alkohol hat mich gehörig in der Gewalt. Das Saufen sollte verboten sein. Das wäre das Beste. Aber ich will probieren, was du mir sagst.“

„Ja, probier's“, sagte Hans. „Ich probiere ja auch. Und ich bin im gleichen Spital krank wie du. Aber ich habe eingesehen, daß man sich selber helfen muß. Wir sind doch Männer, Herrgottsaferment. Wir müssen uns ja vor deinen Kindern schämen. Ja, man muß sich gehörig ins Zeug legen. Das ist das beste. Man darf die Schuld nicht immer andern in die Schuhe schieben. Und es geht unserer Gattung Leute ja zumeist ohnehin schon dreißig genug, da sollen wir das Elend nicht noch mutwillig größer machen. Es ist ja saudumm von uns. Man muß die Vernunft walten lassen. Man muß ein anständiger Mensch sein wollen, wenigstens so sauber wie ein Vieh sollte man denn doch sein, meine ich. Weißt Schärer, wir haben ordentlich was gutzumachen, du und ich. Und wenn wir wollen, so können wir. Das ist sicher.“

Nun, so einfach war es wirklich nicht. Aber Iseli ging dem andern auf dem neuen Wege tapfer voran und munterte ihn immer wieder unverdrossen auf, mitzukommen, und schließlich gewöhnten sie sich an den neuen Fahrplan, man wußte nicht wie. Jawohl, vieles geschieht, man weiß nicht wie.

Am Zahltag gingen sie jetzt heim und statt ein paar Franken ins Wirtshaus zu tragen, brachten sie den Kindern einen Kuchen mit.

„Wir können ja daheim auch einen halben Litter miteinander haben“, sagte der Maurer.

„Und da kostet er nur den halben Preis wie im Wirtshaus. Du hast beim Eid recht, Iseli. Ich bin wirklich ein großartiges Kalb gewesen. Eigentlich ist es gar nicht zum Begreifen. Oder nicht?“

„Ja schau“, sagte Hans, „mir kommt auch manches merkwürdig vor, was ich verbrochen habe. Aber man ist halt kein Engel. Und die Hauptsache ist, wenn man dann einmal den Rangk findet. Haben wir ihn ächt gefunden? Was meinst?“

Der Maurer lächelte. „Bollen's hoffen. Oder nicht?“

Hans machte es Freude, der Maurersfrau jeden Zahltag ein kleines Geschenk heimzubringen, ein Wachsstück auf den Tisch, eine Bratpfanne, eine Gemüseplatte, neue Vorhänge.

Und nach dem vierten Zahltag hatte er das Geld zu einem neuen Anzug für sich beisammen. Schuhe hatte er bereits gekauft. Jetzt durfte man sich wieder sehen lassen, war kein Vagant mehr, verdiente sein Brot mit seiner Hände Arbeit.

O, es ging zusehends aufwärts mit ihnen beiden, sie spürten, daß sie einen guten sichern Weg unter den Füßen hatten. Zu Weihnachten schrieb Hans der Mutter einen langen Brief und schickte ihr einen Napoleon.

„Ich bin wieder ein Mensch geworden“, schrieb er. „Im Frühling will ich dann heimkommen und wieder einmal ein paar Tage lang im ‚Waldgarten‘ sein. Übrigens, wie geht's und wie steht's?“

Es war doch Winter jetzt, feucht und neblig und kalt, aber die Maurersfrau und besonders die Kinder begannen sichtlich zu blühen, wie Blumen, die der Frost nicht hat töten können, schüchtern erst und dann immer mehr zu blühen beginnen, daß man ihnen nach einer Weile von ihrem Leide nichts mehr ansehen kann oder nur noch ein rührendes Restlein.

Und das Leben wollte sich auch nicht lumpen lassen. Der Maurer hatte schon manchen Winter nicht mehr so ohne Unterbrechung arbeiten können wie in diesem Jahre. Im November hatte er acht Tage feiern müssen. Aber da sprang Hans ein, der seine Arbeit bis jetzt nicht hatte unterbrechen müssen.



„Und die Hauptsache ist, wenn man dann einmal den Ranf findet. Haben wir ihn ächt gefunden? Was meinst?“

„Ich will dir die Schuld bezahlen, sobald ich kann“, sagte der Maurer.

Aber Hans lachte nur. „Ach bah!“ sagte er, „ich denke, wir helfen einander aus. Einer dem andern.“

So konnte man den Bäcker bezahlen, den Milchmann bezahlen; man mußte sich nicht um jeden Bissen sorgen, man hatte es nicht schlimmer als ein Gefangener. O, das bricht einem den Mut, wenn man der Not Tag um Tag in die bösen Augen sehen muß!

Die Maurersfrau konnte noch nicht recht begreifen, daß alles sich so geändert hatte.

„Ach, ich kann Euch nicht genug danken“, sagte sie zu Heli. „Mit Euch ist der Segen ins

Haus gekommen. Vergelte Euch Gott, was Ihr an uns getan habt!“

„Nein,“ sagte Hans, „wir sind einander nichts schuldig. Wir wollen uns nicht rühmen. Aber wir wollen froh sein, daß es jetzt so ist, wie es ist.“

„Ja“, sagte die Frau. „Es ist wahrhaftig wahr: Hinter jedem Unglück wartet wieder ein Glück.“

„Ja,“ sagte Hans, „man muß nur nicht meinen, es falle einem von selbst auf die Nase.“

Aus „Unterm Lebensbaum“, Verlag Orell Füssli, Zürich.